

FESTAKTE DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
Nr. 1

Tag der Philosophischen Fakultät 2001
Verleihung der Ehrendoktorwürde an
Prof. Dr. Eberhart Lämmert

Universität Potsdam
2002

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Eberhart Lämmert / Tag der Philosophischen Fakultät 2001. [Hrsg.: Universität Potsdam, Philosophische Fakultät der Universität Potsdam]. - Potsdam : Univ.-Bibliothek, Publ.-Stelle, 2002

(Festakte der Philosophischen Fakultät ; Nr. 1)

ISBN 3-935024-41-X

Herausgeber:	Universität Potsdam Philosophische Fakultät
Layout und Gestaltung:	Stephanie Rymarowicz
Erscheinungsjahr:	2002
Druck:	Audiovisuelles Zentrum der Universität Potsdam
Vertrieb:	Universitätsbibliothek Publikationsstelle Postfach 60 15 53 14415 Potsdam Fon +49 (0) 331 977 4517 / Fax 4625 e-mail: publikationen@info.ub.uni-potsdam.de
ISBN	3-935024-41-X
ISSN	1619-4306

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne vorherige Genehmigung der Autoren nicht vervielfältigt werden.

Tag der Philosophischen Fakultät 2001

Verleihung der Ehrendoktorwürde an
Prof. Dr. Eberhart Lämmert



Potsdam 2002

Grußwort des Dekans Prof. Dr. Norbert Franz

Sehr geehrte Frau Ministerin,
Magnifizenzen,
Conspectabilitäten,
verehrte Kolleginnen und Kollegen, aktuelle wie ehemalige,
liebe Studierende, liebe Gäste,

eine Universität, die gerade ihr zehnjähriges Jubiläum gefeiert hat, ist eine Universität im Werden. Das gilt erst recht für eine Fakultät, die erst 7 Jahre alt ist. Das soll nicht heißen, dass sie erst noch die volle Souveränität in ihren akademischen Akten erlangen müsse, nein: diese hat sie durch die Gründung. *Universität (oder Fakultät) im Werden* heißt: wir haben noch keine festen Rituale, auf die wir uns einfach verlassen können. So wurde der «Tag der Philosophischen Fakultät» erst allmählich zu dem, was er heute ist. Es ist ein Nachmittag, an dem die Fakultät inne hält und sich symbolisch ihrer selbst versichert. Dies tut sie, indem sie Bilanz zieht.

Dabei kommen natürlich nicht alle Aspekte des Selbstverständnisses einer Philosophischen Fakultät heute zu Sprache, drei seien wenigstens genannt:

- Die Fakultät hat gemeinsame Themen in Forschung und Lehre - den Schwerpunkt «Sprachstruktur und Sprachverwendung» hat sie in einer Podiumsdiskussion verhandelt,

- die Fakultät bildet Nachwuchswissenschaftler/innen aus und befindet in interdisziplinär zusammengesetzten Kommissionen über deren Qualitäten – diesen Nachwuchskräften (Doktorierten und Habilitierten) werden heute die Urkunden überreicht, und
- sie nimmt wertend Stellung zum Zustand und zum Personal der *Scientific Community* – in diesem Jahr hat sich die Fakultät entschlossen, einem hervorragenden Wissenschaftler zu ehren, indem sie ihm die Würde des *Doctor philosophiae* ehrenhalber verleiht.

Herzlich willkommen, Herr Lämmert, nicht nur das «Kolleginnen und Kollegen» war auf sie bezogen, sondern – als ehemaligen Präsidenten der Freien Universität – auch das «Magnifizenzen», von denen wir heute gleich mehrere begrüßen können. Wir freuen uns auch sehr darüber, sehr verehrte Frau Schwan, dass Sie als Präsidentin der Europa-Universität Frankfurt/Oder unserer Einladung gefolgt sind. Als Slavist sehe ich Ihre Aktivitäten in Richtung Osten mit besonderem Interesse und wünschte mir, dass unsere Universität die Zeichen der Zeit – damit meine ich das notwendige Interesse an Mittel- und Osteuropa – genau so erkennt und Folgen daraus zieht. Gegrüßt seien natürlich auch Magnifizienz Loschelder und die Präsidentin der dt.-frz. Hochschule Frau Kollegin Harth. Wir freuen uns auch sehr über Ihr Kommen, Frau Fischer-Lichte, und ich danke Ihnen herzlich dafür, dass Sie sich trotz Ihrer vielen Verpflichtungen bereit erklärt haben, den Festvortrag zu halten.

Zur Selbstvergewisserung gehört auch der Janusblick, der sich sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft richtet. Einerseits haben wir in dem vergangenen Jahr viel, sogar sehr viel, fast zu viel Zustimmung erfahren: Tausende von studierwilligen jungen Leuten haben sich für Fächer der Philosophischen Fakultät entschieden und damit zu erkennen gegeben, dass sie den eigentlichen Wert der oft als brotlos belächelten geisteswissenschaftlichen Disziplinen schätzen und sich auf das Abenteuer «Bildung» einlassen wollen. Die Nachfrage nach den medienwissenschaftlichen Studiengängen lässt mit mehr als 400 Einschreibungen im ersten Semester die Erwartungen geradezu in Befürchtungen umschlagen, sie zeigt aber, dass wir hier einem wirklichen Desideratum begegnen: wir haben eine Verbindung von Aktualität des Gegenstands «Medien» und Solidität in der theoriegesättigten Beschäftigung mit ihnen gefunden, die dem mit Neugier und Kreativität gepaarten Realismus der Studierenden entgegenkommt.

Der Erfolg der medienwissenschaftlichen Studiengänge bestätigt zugleich das Konzept der Fakultät, die auf Diversität und Interdisziplinarität setzt. Seit abzusehen ist, dass sie auf lange Zeit nicht zur vollen einst geplanten Größe ausgebaut wird, hat sich die Fakultät darum bemüht, ein möglichst großes Fächerspektrum unter ihrem Dach zu versammeln, und dabei in Kauf genommen, dass kleine, ja kleinste Einheiten – wie die e i n e Professur für Altphilologie – entstehen. Gleichzeitig hat sie interdisziplinäre Studiengänge eingerichtet, die funktionieren, weil die einzelnen Lehreinheiten ihren Fach-Egoismus überwinden und sich an ihnen beteiligen. So funktioniert die Allge-

meine und Vergleichende Literaturwissenschaft, so funktionieren die Jüdischen Studien, so funktionieren die Medienwissenschaften.

Eine Grenze ist jedoch dann erreicht, wenn die Fächer nicht mehr in der Lage sind, in ihren zentralen Bereichen die Nachfrage zu befriedigen, d.h. wenn ein Umbau einen Abbau voraussetzt, der nicht mehr mehrheitlich getragen wird. Hier geht es nicht um das berühmterühmte «Mikado-Spiel» der Hochschulpolitik – die Philosophische Fakultät der Universität Potsdam hat mehr als andere Fakultäten bewiesen, dass sie keine Angst hat, sich zu bewegen und Dinge zu verändern. Einem Disput der Fakultäten um den Sinn der jeweiligen Fächer und um deren Zukunftsfähigkeit sieht sie gespannt entgegen. Der Streit um die Funktion von Wissenschaft, um *Wissenschaft als Bildung*, muss kommen, eigentlich hätte er parallel zu der universitätsinternen Strukturdebatte geführt werden müssen. Dann lässt sich auch Ressourcenverschiebungen zustimmen – denn die Fakultät ist sich sicher: die Argumente sprechen für eine Verlagerung *an* die Philosophische Fakultät, nicht von ihr weg.

Wenn also Ihre Pläne, sehr verehrte Frau Minister, über die Erhöhung der Studienplatz-Zielzahlen den Stellenplan der Hochschulen auszubauen, politische Wirklichkeit werden, sind sie bei uns gewinnbringend und zukunftsorientiert angelegt. Wir haben die Pläne für einen Strukturaufwuchs bereits in der Schublade.

Es gibt in ganzen Land Brandenburg nur *eine* Philosophische Fakultät. Diese ist – wie es sich für eine Philosophische Fakultät gehört – tradi-

tionsbewusst, und das heißt, sie weiß um die Dialektik des Fortschritts: «nur wer sich selbst treu bleibt, kann sich verändern», bzw. in der anderen Lesart: «nur wer sich verändert, bleibt sich selbst treu». Die Kooperation mit den geisteswissenschaftlichen Zentren gehört zu den Konstanten, und ich freue mich, dass die Zusammenarbeit mit dem *Forschungszentrum Europäische Aufklärung* heute, da wir einen seiner Direktor ehren, so offenkundig wird. Ein weiterer wichtiger Kooperationspartner ist das *Zentrum für Zeithistorische Forschungen*, das seine Forschungsaktivitäten auf West- und Osteuropa ausdehnen wird, und damit dem von der Fakultät maßgeblich bearbeiteten Profildereich «Kulturen im Vergleich» noch näher kommt. Schließlich sind da noch die Kooperationspartner, die erst jüngst in unser Blickfeld gerückt sind: das *Deutsche Kulturform Östliches Europa*, das seinen Sitz am Neuen Markt genommen hat, und die Fakultät für Architektur, Bauingenieurwesen und Stadtplanung der Universität Cottbus. Mit beiden Institutionen werden wir in allernächster Zeit eine Zusammenarbeit auch vertraglich vereinbaren.

Aufgetan hat sich in den letzten Wochen auch eine weitere Form der Zusammenarbeit zwischen Ihrem Ministerium, verehrte Frau Minister, und unserer Fakultät: der Schwerpunkt in der Kampagne «Kulturland Brandenburg» wird im nächsten Jahr «Romantik» heißen, und ein Mitglied unserer Fakultät ist gebeten, die Vorbereitungen zu koordinieren. Darüber freuen wir uns und möchten Ihnen versichern, dass wir nicht nur gerne unsere Aufgaben in der Ausbildung des akademischen Nachwuchses leisten, sondern auch für weitere kulturelle

Schwerpunktsetzungen des Landes die Spezialisten zur Verfügung stellen.

Es ist das erste Mal, dass Sie als Ministerin eine Fakultät an ihrem Festtag besuchen, wir sind uns dieser Ehre bewusst und freuen uns auf Ihr Grußwort.

Grußwort der Ministerin Prof. Dr. Johanna Wanka

Herr Franz,
Herr Loschelder,
Herr Lämmert,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

Jeden Tag verfolgen wir in den Medien Debatten zu aktuellen Themen unserer Zeit: Es geht um die Arbeit mit embryonalen Stammzellen, es geht um die Kommunikationsrevolution, es geht um Werte. Die Auseinandersetzung mit diesen ethischen Grundfragen unserer Zeit: erscheint dringender denn je, und ich glaube, dass diese Auseinandersetzung auch für die Geisteswissenschaften eine sehr wichtige Herausforderung darstellt.

Wichtig erscheint mir dabei, dass diese Fragen, Fragen zu Werten, von den Naturwissenschaften aufgeworfen werden, was dies doch ursprünglich eine Domäne der Geisteswissenschaften. Ich bin skeptisch, ob die Lösung dieser Fragen in der Einsetzung von Räten und Kommissionen liegt, wie sie derzeit vielerorts und an vielen Stellen zu diesen Themen erfolgt.

Vielmehr kann in meinen Augen nur eine neue Form der Zusammenarbeit von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften zu wirklich neuen Lösungen beitragen. Die Fragen nach Zweck und Nutzen der Geisteswissenschaften wird in diesem Zusammenhang zu Recht im-

mer wieder aufgeworfen. Was können, was sollen Geisteswissenschaften heute? Machen die Naturwissenschaften den Geisteswissenschaften die Themen streitig? Diese Fragen sollten jedoch in einem Miteinander münden, nicht in einer Konkurrenz.

Zu diesen Überlegungen kann diese Universität, an der ja beide Disziplinen vertreten sind, sinnvolle Beiträge leisten. Bereits jetzt wird ja deutlich, dass man bei der Suche nach Antworten zu diesem Komplex nur Fortschritte macht, wenn man sich Grenzüberschreitung zutraut. Insofern liegt der Ansatz der Philosophischen Fakultät, sich mit kognitiven und kulturgeschichtlichen Fragestellungen auseinander zu setzen, zu dem sich ja bereits Herr Franz geäußert hat, durchaus im Trend.

Aus diesem interdisziplinären Ansatz ergeben sich interessante neue Arbeitsfelder für Geistes- und Kulturwissenschaftler, die sich auch in den Studiengängen niederschlagen sollten und es zum Teil schon tun. Denken Sie an die Jüdischen Studien und die Kooperation mit dem Moses-Mendelssohn-Zentrum, oder an den eben bereits genannten Studiengang Europäische Medienwissenschaft. Drei verschiedene Hochschultypen – die Universität, die Fachhochschule Potsdam und die Hochschule für Film und Fernsehen – sind in der Lage, einen Studiengang gemeinsam zu betreiben – das ist schon erstaunlich.

Als drittes Beispiel möchte ich die vielfältige Kooperation der Philosophischen Fakultät mit den geisteswissenschaftlichen Zentren nennen und auch mit der Kultur. Es ist mir ein Anliegen, dass die Hochschulen

sich noch stärker in verschiedene Prozesse, so auch das Kulturgeschehen, im Land Brandenburg qualifiziert einmischen. Ich freue mich, wenn meine Vorstöße in dieser Richtung von der Philosophischen Fakultät mit Bereitschaft und Interesse unterstützt werden.

Die Universität beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit ihrer Profilbildung und hat diese Diskussionen bereits sehr weit vorangebracht. Die im Rahmen dieser Diskussion angesprochenen konsequenten Veränderungen, bis hin zur Einstellung von Studiengängen, trauen sich viele andere Hochschulen nicht zu. Im Rahmen des zwischen uns vereinbarten Zeitplans wird sich nun das Land zu dem von Ihnen erarbeiteten Papier äußern.

Gute Ausgangsbasis für die weitere Konkretisierung perspektivischer Überlegungen ist Planungssicherheit über einen längeren Zeitraum, die mit der vom Kabinett beschlossenen Hochschulentwicklungsplanung bis zum Jahr 2005 gewährleistet wird. Demnach soll trotz der angespannten Haushaltslage die Zahl der personenbezogenen Studienplätze von derzeit 25 000 bis zum Jahr 2007 auf 29 500 erhöht werden. Auch in der Bauplanung soll durch weitere Investitionen der Ausbau der Hochschulen unterstützt werden. Dabei wird die Zahl der flächenbezogenen Plätze von 22 000 nach derzeitigen Planungen auf 24 500 im Jahr 2007 erhöht. Damit trägt das Land der zu erwartenden maximalen Studiennachfrage Rechnung.

Zunächst jedoch zurück zur Realität des Landes Brandenburg. Ein Vorteil dieses Landes ist die Konzentration außerhochschulischer

Forschungseinrichtungen. Die Region Berlin-Brandenburg weist eine der größten Dichten außerhochschulischer Forschungseinrichtungen in Deutschland auf. Die Philosophische Fakultät arbeitet, wie bereits vorhin erwähnt, seit Jahren mit den geisteswissenschaftlichen Zentren in Potsdam zusammen – dem Zentrum für Zeithistorische Forschung, dem Forschungszentrum Europäische Aufklärung, Moses Mendelssohn Zentrum, Einstein Forum.

Es ist daher kein Zufall, dass mit Herrn Prof. Dr. Eberhard Lämmert einer der langjährigsten Partner der Fakultät mit der Ehrendoktorwürde geehrt wird.

Ohne der Laudatio von Herrn Bachorski vorgreifen zu wollen, möchte ich dennoch einige Worte an Herrn Lämmert richten:

Es ist mir eine ganz besondere Freude, Sie, sehr verehrter Herr Lämmert, auf diese Weise gewürdigt zu sehen. Denn Sie haben für die Geisteswissenschaften, ihre Einrichtungen, für die neuen Bundesländer, für das Land Brandenburg sehr sehr viel getan. Sie haben sehr kritisch und verständnisvoll mitgewirkt am Aufbau der geisteswissenschaftlichen Einrichtungen im Land Brandenburg. Vor allem möchte ich in diesem Zusammenhang Ihren unermüdlichen Einsatz als Kuratoriumsvorsitzender des Einstein Forums Potsdam und als Co-Direktor im Forschungszentrum Europäische Aufklärung nennen.

Ich darf Ihnen an dieser Stelle ganz herzlich dafür danken und glaube, Sie haben sich mit Ihrem Engagement hohe Achtung und Anerken-

nung nicht nur im Land Brandenburg, aber vor allem dort, erworben. Sie sind durch die Jahre hindurch ein Kenner und Freund des Landes Brandenburg geworden. Ich würde mich freuen, wenn wir auch in der Zukunft auf Ihren Rat zurückgreifen könnten – ohne dass dies als Verpflichtung gemeint ist.

Ich freue mich auch, dass in der heutigen Veranstaltung frisch promovierte und habilitierte junge Wissenschaftler ihre wohlverdienten Urkunden erhalten. Über die Habilitierten unter Ihnen freue ich mich besonders vor dem Hintergrund der derzeitigen Diskussion zur Juniorprofessur. Die Juniorprofessur ist ja eigentlich ein gutes Konzept, aber zur Zeit wird da in der Diskussion das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, wenn es darum geht, die Habilitation ganz wegzulassen.

Und vor diesem Hintergrund freue ich mich, dass heute auch Habilitationsurkunden übergeben werden. Denn ich denke, gerade für die Philosophische Fakultät ist die Habilitation kein Muss. Sie wird und soll aber noch über einen längeren Zeitraum Geltung haben.

Ich hoffe, dass gerade die jungen Leute, die heute ihre Urkunden erhalten, dafür sorgen werden, dass die Geisteswissenschaften ein Diskussionspartner und Themenlieferant bleiben, an dem niemand vorbeikommt.

Grußwort des Rektors Prof. Dr. Loschelder

Spektabilitäten!

Verehrte Gäste!

Verehrte Mitglieder und Freunde der Philosophischen Fakultät!

Meine Damen und Herren!

Ich freue mich sehr, Sie heute, am Tag der Philosophischen Fakultät, hier, in unserem Auditorium Maximum, willkommen heißen zu können. Dieser Tag hat inzwischen schon eine schöne Tradition. Insofern reiht er sich in die Kette seiner Vorgänger ein. Zugleich aber hebt er sich aus dieser Reihe heraus, wie die illustren Gäste zeigen, die der Fakultät und der Universität heute die Ehre geben.

Und so begrüße auch ich Sie ganz herzlich, sehr geehrte Frau Ministerin, verehrte, liebe Frau Wanka. Wir befinden uns gegenwärtig ja geradezu in einer Periode des Festens und Feierns. Vor vier Wochen haben wir den 10. Geburtstag unserer Universität begangen. Vorletzte Woche war die BTU Cottbus an der Reihe. Und vergangenen Samstag hat uns der gleiche Anlass nach Frankfurt, zur Viadrina, geführt. Ich denke, wir müssen dies nicht rechtfertigen. Wir alle, die am Aufbau der Hochschullandschaft in Brandenburg mitgearbeitet haben, dürfen mit Befriedigung und auch mit Stolz auf das Werk schauen, das wir in

den zurückliegenden Jahren geschaffen haben. Und wenn wir nicht erst seit gestern in schwierigen Zeiten leben, so soll uns das doch die Freude an dem, was wir erreicht haben, nicht trüben. Und die Zuversicht, dass wir auch weiterhin die Mühen und Widrigkeiten meistern, die uns erwarten, lassen wir uns ebenfalls nicht nehmen. Dass wir an der Spitze unseres Ressorts eine Ministerin wissen, die tatkräftig für uns eintritt, bestärkt uns nur darin.

Eine wichtige Voraussetzung in unserem Kampf um bessere Rahmenbedingungen muss für die brandenburgischen Hochschulen darin liegen, dass sie, wenn es ums Grundsätzliche geht, solidarisch zusammenwirken. Natürlich haben wir unsere Interessengegensätze. Natürlich stehen wir in mancherlei Hinsicht in Konkurrenz untereinander. Das ist nicht nur unvermeidlich; das ist ein notwendiges Element des wissenschaftlichen Lebens – *auch* des *wissenschaftlichen* Lebens. Übrigens ist es nur eines von zwei notwendigen Elementen – das andere ist die Kooperation. Die Aufgabe besteht darin, beide Momente in ein vernünftiges, ausgewogenes Verhältnis zu bringen. Verehrte Frau Präsidentin, liebe Frau Schwan! Sie haben mich am vergangenen Samstag auf Ihrem Empfang so besonders liebenswürdig in der Viadrina begrüßt. Es ist mir ein großes Vergnügen, dieses Willkommen heute ebenso herzlich zu erwidern. Ich darf sagen, dass wir, Sie und ich, von Anfang an ein Verhältnis zueinander gefunden haben, in dem beides gut aufgehoben ist, der produktive Wettbewerb und die produktive Kooperation. Und darüber hinaus haben wir, wenn es um

die prinzipiellen Fragen geht, wenn es um die Entwicklung der Hochschulen in Brandenburg insgesamt geht, in der Vergangenheit hinlänglich bewiesen, dass man uns nicht auseinanderdividieren kann.

Die Universität Potsdam muss sich, wie alle brandenburgischen Hochschulen, nicht nur in der Region und im Land behaupten. Sie muss ihren Platz in der nationalen und internationalen Hochschul-landschaft finden – sie muss ihn finden, und sie muss ihn ständig verbessern! Ich glaube, dass wir auch in dieser Hinsicht in den zurückliegenden Jahren gut vorangekommen sind. Daran hat die Philosophische Fakultät einen erheblichen Anteil. Wir haben im Wettbewerb der Disziplinen an Boden gewonnen. Und wir haben, aus kleinen Anfängen heraus, eine Fülle wissenschaftlicher Beziehungen im In- und Ausland aufgebaut, Kooperationen entwickelt und Verbindungen geknüpft, die uns tragen und in denen der wechselseitige Austausch die Partner voranbringt.

Verehrter, lieber Herr Lämmert! Es liegt auf der Hand, dass dies alles mit Ihnen zu tun hat. Es liegt auf der Hand, dass ich nicht so bedeutende Teilnehmer am heutigen Festakt begrüßen könnte, wenn es nicht darum ginge, Sie zu ehren. Ich darf jetzt nicht das Programm durcheinanderbringen und die Laudatio, die Ihnen zuteil werden wird, vorwegnehmen. Es gibt unter den Anwesenden berufenere Persönlichkeiten, um Ihre wissenschaftlichen Leistungen auf dem Feld der Literaturwissenschaft und um Ihre vielfältigen Verdienste um die Förderungen der Wissenschaft zu würdigen. Aber dass ich weiß, welche Verdienste Sie sich seit je um die Universität Potsdam erworben ha-

ben, das wird man mir glauben. Dass Sie uns von Anbeginn mit Rat und Tat beiseite gestanden haben, gerade der Philosophischen Fakultät, uns aber auch mittelbar, als Kuratoriumsvorsitzender des Einstein Forums und als kommissarischer Direktor des Forschungszentrums Europäische Aufklärung, hilfreich waren und sind, das ist wohl Grund genug, Ihnen herzlich zu danken. Ich freue mich – und empfinde es als eine Auszeichnung –, Sie heute begrüßen zu können. Ich kann nur sagen, dass die Philosophische Fakultät sich, indem sie Sie ehrt, selbst die größte Ehre erweist. Und das gilt nicht weniger für die Universität Potsdam insgesamt.

Sehr verehrte Frau Kollegin Fischer-Lichte! Sie haben heute den Festvortrag in unserer Veranstaltung übernommen. Dafür danke auch ich Ihnen herzlich und freue mich, Sie in unserer Mitte begrüßen zu dürfen. Man sollte ja meinen, die Zusammenstellung der Ehrengäste sei bewusst komponiert worden. Von der Hochschulpolitik des Landes über den Verbund seiner Hochschulen, von der nationalen und internationalen Positionierung zur Vernetzung mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen – und nun zur regionalen Verflechtung mit den Berliner Hochschulen, heute vertreten durch die Freie Universität – – aber natürlich ist dies keineswegs eine bewusste Komposition. Es zeigt sich hier lediglich, dass die wichtigen Wissenschaftsthemen mehr und mehr erkannt werden, an der Universität Potsdam, in Brandenburg, in der Region Berlin-Brandenburg. Man kann nicht eine Anzahl Verantwortlicher zusammenbringen, ohne einen solchen re-

präsentativen Querschnitt zu erhalten. Also noch einmal: herzlich willkommen!

Spectabilis, verehrte Mitglieder der Philosophischen Fakultät. Ich soll hier keinen programmatischen Vortrag halten, sondern ein Grußwort sprechen. Daher werde ich abschließend nur auf einen einzigen inhaltlichen Aspekt eingehen.

Wir haben nicht nur vor vier Wochen den 10. Geburtstag unserer Universität gefeiert, wir haben auch vor drei Wochen, am 28. Juni, einen wichtigen Schritt in unserer weiteren Entwicklung getan. Wir haben eine anderthalbjährige Diskussion um unsere künftige Struktur und damit um den Rahmen unserer weiteren wissenschaftlichen Arbeit abgeschlossen. Dass diese strukturelle Neuordnung nötig war – 10 Jahre nach Gründung der Universität, als Antwort auf die Begutachtungen des Wissenschaftsrats und angesichts der abnehmenden staatlichen Ressourcen und der immer geringeren Planungssicherheit – kann niemand ernstlich bestreiten. Dass die Auseinandersetzungen schwierig waren, dass wir einander nichts geschenkt haben, ebenfalls nicht.

Trotzdem hat sich – davon bin ich überzeugt – die Mühe gelohnt. [...]

Nachdem die Entscheidungen in der Universität über die Struktur gefallen sind, heißt es jetzt, diese Struktur mit Inhalt zu füllen. Strukturen sind ja kein Selbstzweck. Sie geben nur den Rahmen dafür ab, dass inhaltlich erfolgreich gearbeitet wird. Also ist es jetzt unsere

Aufgabe, ist es die Aufgabe jeder Fakultät, die Struktur mit Inhalten zu füllen.

Wir müssen uns also Rechenschaft darüber geben, wie unsere künftige wissenschaftliche Arbeit aussehen soll – in Forschung und Lehre, in Bildung und Ausbildung, in Wissens- und Technologietransfer. Dazu genügen weder Schlagworte noch Alltagsziele. Dazu muss in weiten Perspektiven gedacht werden. Nennen Sie es Leitbild, Masterplan oder nennen Sie es eine Vision. Ich habe in diesem Zusammenhang keine Angst vor einem großen Wort.

Der Philosophischen Fakultät kommt in diesem Zusammenhang – davon bin ich überzeugt – eine Schlüsselfunktion zu. Voraussetzung ist allerdings, dass Sie über ihren eigenen Bereich hinausblickt. Wer sollte denn die auseinanderstrebenden Teilwissenschaften, die immer spezialisierteren Einzeldisziplinen mit grundsätzlichen Fragen, großen Themen, dem kulturellen Hintergrund zusammenhalten, wenn nicht die Philosophische Fakultät? Wenn Sie sich auf diesen Weg machen, dann werden Sie von allen Seiten Zustimmung finden. Sie werden jede Unterstützung haben – auch, das kann ich Ihnen versprechen, von der Universitätsleitung.

Ein letztes Wort gilt unseren jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, denen der Dekan nun die Promotions- und Habilitationsurkunden überreichen wird. Ich gratuliere Ihnen herzlich im Namen des Rektorats und natürlich auch persönlich zu Ihrem wissenschaftlichen Erfolg, und ich wünsche Ihnen für Ihren weiteren beruf-

lichen und persönlichen Weg alles Gute! Und zugleich bitte ich Sie: Bleiben Sie Ihrer, bleiben Sie unserer Universität verbunden. Helfen Sie uns auch künftig dabei, unsere Vision von der Entwicklung der Universität zu verwirklichen. Wenn wir, die Älteren, die in unseren engen Kreisen Befangenen, den Mut und die Kraft verlieren – nehmen Sie den Stab auf. Dann ist mir für die Universität Potsdam auch in den nächsten 10 und 20 Jahren nicht bange!

Haben Sie besten Dank!

Prof. Dr. Erika Fischer-Lichte

Ästhetische Erfahrung – eine Herausforderung
für die Kunstwissenschaften

Lieber Herr Lämmert, meine Damen und Herren,

es ist für mich eine besondere Ehre und Freude, zu diesem Anlass den Festvortrag halten zu dürfen. Ich habe mir dafür einen Gegenstand gewählt, von dem ich weiß, dass er Ihnen am Herzen liegt, lieber Herr Lämmert: die Etablierung einer Allgemeinen und vergleichenden Kunstwissenschaft.

Die Kunstwissenschaften – nicht nur in Deutschland – haben lange Zeit eine Art Einsiedlerexistenz geführt. Ob Musik- oder Theaterwissenschaft, ob Kunstgeschichte oder Literatur- oder Filmwissenschaft, jede sah sich nicht nur durch ihren spezifischen Gegenstand definiert und klar von den anderen abgegrenzt; sie richtete sich auch ganz häuslich in dieser Art Monadendasein ein. Dann und wann wurden kürzere Ausflüge aus der Monade gewagt und zaghaft einige Schritte aufeinander zu erprobt – so wenn Lessings Laokoon oder das seit der Antike überkommene Problem der Ekphrasis diskutiert wurden. Man traf sich auch durchaus von Zeit zu Zeit zu Tagungen, auf denen das Verhältnis von Wort und Bild oder auch das von Musik und Sprache erörtert wurde, um sich dann wieder mit dem guten Gefühl in die eigene Monade zurückzuziehen, dass man sich tapfer und uner-

schrocken auf Neuland vorgewagt hatte, ohne sich doch dabei schmerzhaft Blessuren zugezogen zu haben. So konnte man sich behaglich auf der Ofenbank des eigenen Faches niederlassen und an langen Winterabenden von den gefährlichen Abenteuern schwadronieren, die man in der Fremde anderer Kunstwissenschaften durchlebt und, Gott sei Dank, unversehrt bestanden hatte.

Außer zu großsprecherischen Prahlereien im Stile des Capitan Mattamoro sowie zur Produktion von Sammelbänden waren diese Abenteuer kaum zu etwas gut. Das Neuland wurde wohl betreten, aber seine Sicherung sowie der Bau eines prächtigen Schlosses oder zumindest die Anlage eines weitläufigen Gartens mit vielen exotischen Pflanzen auf ihm wurde nie ernsthaft erwogen. Man war froh, wieder zu Hause zu sein. An die Entwicklung einer Allgemeinen und vergleichenden Kunstwissenschaft war nie gedacht und war auch gar nicht zu denken. Heute nun sehen sich die Kunstwissenschaften einer Situation konfrontiert, die ihre selbstgenügsame Lebensform ernsthaft bedroht. Diese Bedrohung geht von zwei Entwicklungen aus: zum einen von der Aufhebung der Gattungsgrenzen zwischen den Künsten und zum anderen von der Ästhetisierung der Lebenswelt, d.h. der Aufhebung der Grenzen zwischen Kunst und Nicht-Kunst. Beide Tendenzen verunsichern die Kunstwissenschaften im Hinblick auf ihre Gegenstände, also eben im Hinblick auf dasjenige Moment, durch das sie sich so lange klar definiert und von anderen abgegrenzt glaubten.

Seit den sechziger Jahren ist zu beobachten, wie das überlieferte System der Künste, das bereits die historischen Avantgardebewegungen

in Frage gestellt hatten, immer weiter erodiert. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Gattungen werden durchlässig, verschwimmen zunehmend, ja, lösen sich auf. Dieser Prozess steht zweifellos mit der ubiquitären Medialisierung in einem Zusammenhang, die auch den verschiedenen Künsten ganz neue Möglichkeiten eröffnet hat, die ihre bisherigen Gattungsgrenzen radikal in Frage stellen. Er lässt sich beschreiben als eine Performativierung der Künste, die sich zum Teil zugleich als ihre Theatralisierung vollzieht. Als eines der Kriterien, nach denen man lange Zeit Theater von Literatur und bildender Kunst abgrenzte, fungierte sein performativer Modus. Die Tatsache, dass eine Theateraufführung nur stattfinden kann, wenn sich Darsteller und Zuschauer zur selben Zeit im selben Raum einfinden, schien Theater klar von der Literatur und der bildenden Kunst zu unterscheiden, bei denen Produktion und Rezeption in der Regel zeitversetzt stattfinden. Denn während das Theater Aufführungen hervorbringt, die flüchtig und transitorisch sind, schaffen Schriftsteller und bildende Künstler Artefakte, die fixier- und tradierbar sind und unabhängig vom Akt ihrer Herstellung zu anderer Zeit und an anderen Orten rezipiert werden können.

Seit den sechziger Jahren nun scheint dies Kriterium nicht mehr problemlos zu funktionieren. Im Bereich der Literatur zum Beispiel drängen Autoren zunehmend in die Öffentlichkeit – nicht nur, um aus einem abgeschlossenen Text zu lesen, sondern häufig auch um einen noch unfertigen Text – ein work in progress – einem körperlich anwesenden Publikum vorzustellen, das unmittelbar auf das Gehörte

reagiert. Das Publikum strömt allerdings nicht nur zu Lesungen 'lebender Autoren', ebenso beliebt sind Lesungen aus den Werken längst verstorbener Dichter. Besonders herausragende Beispiele waren Edith Clevers Vortrag der Marquise von O., Bernhard Minettis Lesung von Märchen der Gebrüder Grimm oder auch die Veranstaltung Homer lesen, welche die Gruppe Angelus Novus 1986 im Wiener Künstlerhaus durchführte. Die Mitglieder der Gruppe lasen abwechselnd die 18 000 Verse der Ilias innerhalb von 22 Stunden ohne Unterbrechung vor. In anderen Räumen waren weitere Exemplare der Ilias ausgelegt; sie luden den beim Klang der vorlesenden Stimme herumwandernden Zuschauer zum eigenen Lesen ein. Die besondere Differenz zwischen Lesen von Literatur und Hören von Literatur wurde so deutlich markiert. Zugleich wurden beide als performative Prozesse ins Bewusstsein gehoben. Nicht zuletzt endlich wurde die Aufmerksamkeit auf die spezifische Beschaffenheit der jeweils vortragenden Stimme gelenkt – ihr Timbre, ihr Volumen, ihre Lautstärke, kurz: ihre Materialität – die bei jedem Wechsel der Lesenden unüberhörbar hervortrat. Hier wurde Literatur ganz emphatisch als eine Performance realisiert. Sie gewann Leben durch die Stimme der physisch anwesenden Vorlesenden und bahnte sich den Weg in die Einbildungskraft der physisch anwesenden Hörer durch den Appell an verschiedene Sinne. Vor allem aber spielte sie den Zeitfaktor aus: Die lange Zeitspanne von 22 Stunden veränderte nicht nur die Wahrnehmung der Teilnehmer, sie machte ihnen auch diese Veränderung bewusst. Das Verstreichen von Zeit wurde als Bedingung von Wahrnehmung spürbar; es mag insofern die Teilnehmer veranlassen haben, auf die Bedingungen der Wahrnehmung – und

in diesem Fall speziell auf den Zeitfaktor – zu reflektieren. Die Grenzen zwischen Literatur und Theater, zwischen Dichterlesung und Theateraufführung ließen sich hier kaum mehr ziehen.

Eine ähnliche Entwicklung ist in der bildenden Kunst zu beobachten. Bei action painting, body art, land art, in Lichtskulpturen und Installationen überwiegt der Aufführungscharakter. Ähnliches gilt für Ausstellungen wie die von Karl-Ernst Herrmann und Erich Wonder mit dem Titel Inszenierte Räume (Hamburg 1979) oder Robert Wilsons Mr. Bojangle (1991) im Centre Pompidou in Paris. In ihnen geht es zum einen um die Wahrnehmung einer spezifischen Atmosphäre, die, wie Gernot Böhme ausführt, nur leiblich erspürt werden kann. Zum anderen lässt sich auch hier eine Neuverteilung bzw. –bestimmung der Rollen von Künstler und Betrachter, Akteur und Zuschauer beobachten. Entweder präsentiert sich der Künstler selbst als Darsteller vor einem Publikum – nämlich in der Aktion des Malens oder in der Zurschaustellung seines in spezifischer Weise hergerichteten und / oder agierenden Körpers –, oder der Zuschauer ist aufgefordert, sich um die Exponate herumzubewegen und mit ihnen zu interagieren, während andere Besucher ihm zuschauen. Entsprechend wechseln die Rollen von Darstellern und Zuschauern, so dass der Besuch einer Ausstellung heute häufig Teilnahme an einer Aufführung bedeutet – teilweise als Darsteller, teilweise als Zuschauer.

Dies gilt in besonderem Maße für Aktionen bildender Künstler wie Joseph Beuys, Wolf Vostell, Yvonne Rainer, Anne Halprin oder der in der Gruppe FLUXUS versammelten oder der Wiener Aktionisten. Sie

haben in den sechziger Jahren zur Herausbildung eines neuen Genres geführt, der Aktions- oder Performance Kunst. Handelt es sich bei ihr nun um bildende Kunst oder um Theater? Wer kann sie als seinen Gegenstand betrachten? Da eine solche Frage sich aus guten Gründen nicht für oder gegen eine der beiden Kunstwissenschaften, die Theaterwissenschaft und die Kunstgeschichte, beantworten lässt, ist ein heftiger Streit zwischen ihnen entbrannt, wer das Recht hat, derartige Aktionen als seinen Gegenstand zu reklamieren. Die hier kurz geschilderten Entwicklungen haben also zum einen den Kunstwissenschaften ihre bisherige Sicherheit über ihren sie definierenden und voneinander abgrenzenden Gegenstand geraubt. Zum anderen haben sie auch eine Verschiebung des Fokus vorgenommen, die jeweiligen Forschungsinteressen und -ziele betreffend. Denn die Performativierung hat den nicht-theatralen Künsten ihren Artefaktcharakter genommen. Auch in Literatur und bildender Kunst haben wir es hier, wie die Beispiele zeigen, nicht mehr mit fixier- und tradierbaren Artefakten zu tun, sondern mit flüchtigen transitorischen Aufführungen. Wohl gibt es eine Reihe von Objekten, die in den Aktionen verwendet werden und als ihre stummen Zeugen nach der Aufführung zurückbleiben, wie die Filzbahnen und der Eurasienstab, die Joseph Beuys in seiner Aktion Coyote. I like America and America likes me (New York 1975) gebraucht hat. Wohl wurden Photo- und Videodokumentationen während der Aktionen vorgenommen wie die von Carolyn Tisdall zur Coyote-Aktion oder die von Chris Burden oder Marina Abramovic veranlassten Dokumentationen ihrer Performances. Der Status dieser Objekte ist jedoch ein ganz anderer als der eines Gemäldes oder einer

Skulptur. Denn beim Gemälde und bei der Skulptur handelt es sich um die Werke selbst. Die Objekte, die in der Aktion Verwendung fanden, oder die Photos und Videos, die von ihr angefertigt wurden, stellen dagegen lediglich Relikte oder Spuren bzw. eine Dokumentation des Werkes dar, nicht aber das Werk selbst. Als dieses wäre die Aktion zu begreifen. Aber handelt es sich bei Aktionen überhaupt um Werke? Lässt sich eine Aktion, eine Aufführung überhaupt sinnvollerweise als ein Werk bezeichnen? Nach gängiger abendländischer Auffassung zeichnet für ein Werk ein Künstler verantwortlich. Er hat das Werk geschaffen, das er nun den Rezipienten präsentiert. Dieser liest bzw. betrachtet es, ohne Eingriffe in es vorzunehmen. Er formuliert den Text nicht neu, er fügt dem Gemälde keine Pinselstriche hinzu. Der Rezipient geht – genau wie der Kunsthistoriker – angemessen mit dem Werk um, wenn er es durch Kontemplation oder auf dem Wege einer sorgfältigen Analyse, die sein spezifisches «Gemacht-Sein» aufdeckt, zu verstehen sucht. Ist eine solche Haltung auch einer Aktion gegenüber angemessen? Ja, handelt es sich hier überhaupt um ein Werk? Es gibt keine Aktion, in der die beteiligten Künstler die alleinige und vollständige Kontrolle über ihren Ablauf hätten. Denn da eine Aufführung sich gerade durch die gleichzeitige körperliche Anwesenheit von Akteuren und Zuschauern konstituiert, sind an einer Aufführung immer auch die Zuschauer beteiligt. Wenn bei einer Performance von Jan Fabre Zuschauer auf die Bühne stürmen, um ihm die Geldscheine zu entreißen, die er verbrennen will, oder wenn bei einer Performance von Marina Abramovic die Zuschauer die Eisblöcke wegräumen, auf denen die nackte und verletzte

Performerin liegt, offensichtlich gewillt, diese Selbstfolterung andauern zu lassen, bis die Eisblöcke geschmolzen sein werden, dann haben sie nicht ein Kunstwerk zerstört – ein Werk Jan Fabres oder ein Werk Marina Abramovics –, sondern sie haben als Teilnehmer eines Ereignisses agiert, das sich überhaupt erst durch ihre Teilnahme als ein solches konstituiert.

Die Gegenstände, über deren Zuordnung sich die Kunstwissenschaften nicht zu einigen vermögen, stellen also nicht Kunstwerke, sondern Kunstereignisse dar. Während es bei Werken angemessen sein mag, nach ihren möglichen Bedeutungen zu suchen, ist es bei Ereignissen angemessen, nach den Erfahrungen zu fragen, die sie den Beteiligten ermöglichen. Die Performativierung der Künste, die wir seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts beobachten können, haben den Kunstwissenschaften also nicht nur die Sicherheit über die sie definierenden Gegenstände geraubt. Sie hat darüber hinaus – und das scheint mir der springende Punkt zu sein – ihre Aufmerksamkeit auf die Erfahrungen gelenkt, die durch die Rezeption von Kunst ausgelöst werden. Damit tritt ein Begriff ins Zentrum des Interesses, den die Kunstwissenschaften seit den fünfziger Jahren konsequent aus ihrer Arbeit und ihrem Denken ausgeklammert haben: der Begriff der Erfahrung. Zwar wurde in der Literatur- und Theaterwissenschaft unter Bezug auf das tragische Theater der Griechen sowie die Aristoteles-Rezeption im 18. Jahrhundert durchaus das Konzept der Katharsis diskutiert. Auch spielte der Begriff des Erlebnisses in der Diskussion um die Diltheysche Hermeneutik eine keineswegs untergeordnete

Rolle. Nicht zuletzt endlich ist in diesem Zusammenhang auf vereinzelte Versuche in der Literaturwissenschaft hinzuweisen, den Begriff der Einfühlung oder auch Identifikation zu reformulieren und damit den Begriff der ästhetischen Erfahrung in den Diskurs der Kunstwissenschaften wieder einzuführen. Gleichwohl haben sich die Kunstwissenschaften weitgehend von einer Diskussion der ästhetischen Erfahrung ferngehalten. Sie haben sie der philosophischen Ästhetik überlassen, die sie vielfach ohne Kontakt zum konkreten Kunstwerk geführt hat. Die Performativierung der Künste drängt nun den Kunstwissenschaften diese Diskussion auf. Denn über Kunstereignisse wird sich kaum sinnvoll und produktiv reden lassen, wenn der Begriff der ästhetischen Erfahrung ausgeklammert bleibt. Dass die Kunstwissenschaften über den Begriff und vor allem über das von ihm intendierte Problem nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg werden diskutieren können, wenn sie sich aus ihren Monaden herausbewegen und eng zusammenarbeiten, versteht sich nach dem Verlust der klar definierten und sie definierenden Gegenstände fast von selbst. Die Performativierung der Künste und die mit ihr verbundene Entgrenzung bzw. Grenzauflösung ist so zu einer Herausforderung für die Kunstwissenschaften geworden.

Eine zweite Herausforderung stellt für die Kunstwissenschaften die zunehmende Aufhebung der Grenzen zwischen Kunst und Nicht-Kunst dar. An einer solchen Aufhebung wird zum einen von Seiten der Künstler gearbeitet. In seinem Beitrag zu den Wiener Festwochen des Jahres 2000 Bitte liebt Österreich! legte es Christoph Schlingensiefel

geradezu darauf an, eine heillose Verunsicherung hinsichtlich der Grenzen zwischen Kunst und Nicht-Kunst herbeizuführen. Auf dem Platz vor der Oper war ein Container aufgebaut, in dem Asylbewerber untergebracht waren, die von Zeit zu Zeit von Prominenten wie zum Beispiel dem Schauspieler Sepp Bierbichler besucht und interviewt wurden. Die Geschehnisse im Container wurden über eine Videokamera auf eine große Leinwand übertragen. Neben dem Container war ein Schild angebracht: «Ausländer raus!» Die Zuschauer / Passanten konnten – wie in Big Brother – einzelne Bewohner herauswählen, die dann, wie es hieß, aus Österreich abgeschoben würden. Immer wieder versuchten empörte Passanten, das Schild niederzureißen und den Container zu stürmen. Die Leitung der Wiener Festwochen, völlig irritiert und frustriert ob dieser Reaktionen, verteilte Handzettel, auf denen zu lesen stand: «Dies ist Kunst!» Eine klare Grenze sollte gezogen werden, um eine «angemessene» Reaktion zu ermöglichen. Was aber ist die «angemessene» Reaktion auf diese Art von Ereignis? Handelt es sich doch eher um eine Versuchsanordnung, um mit Zuschauern und Passanten ein Experiment durchführen zu können, das dem Verhältnis zwischen ästhetisch und ethisch motivierten Verhalten gilt. Müßig hinzuzufügen, dass Schlingensiefel die Handzettel wieder einsammelte.

Zum anderen wird die Grenze zwischen Kunst und Nicht-Kunst von einer Entwicklung in Frage gestellt, die der Philosoph Rüdiger Bubner als Ästhetisierung unserer Lebenswelt bezeichnet hat. Mode, Design und Werbung, Fitness- und Schönheitsstudios, musikalische Environments erheben zwar nicht den Anspruch, Kunst zu sein, ebensowenig

wie die vielen neuen Feste seit den siebziger Jahren – neben Straßen- und Stadtteilstellen zum Beispiel der Karneval der Kulturen, der Christopher Street Day, die Love Parade – oder die vielfältigen Inszenierungen von Politik, Sport sowie die unterschiedlichsten Spektakel, welche die Event-Kultur hervorbringt. Gleichwohl sind ihnen ästhetische Qualitäten nicht abzusprechen; vielmehr sind es gerade ihre sinnlichen Qualitäten, ihr Erlebnischarakter, der vielfach dominiert. Auch diese Phänomene bzw. Events sind imstande, in ihren Benutzern, Teilnehmern, Zuschauern ganz spezifische Erfahrungen auszulösen. Die Grenzen zwischen Kunst und Nicht-Kunst werden immer fließender, ja lösen sich in mancher Hinsicht ganz auf.

Für die Kunstwissenschaften ist damit eine prekäre Lage entstanden. Zum einen haben sich ihre Gegenstände auf wundersame Weise vermehrt. Dabei handelt es sich allerdings um Gegenstände, die kaum eine klare Zuordnung zu einer der Kunstwissenschaften erlauben. Kunstgeschichte, Theater-, Musik-, Film- und Literaturwissenschaft sind alle in gleicher Weise gefordert. Wenn diese neuen Gegenstände mit Aussicht auf Erfolg untersucht werden sollen, bedarf es folglich zu ihrer Bearbeitung einer konsequenten Zusammenarbeit zwischen allen Kunstwissenschaften wie bei der Auseinandersetzung mit den aus der Performativierung der Künste hervorgegangenen Kunstereignissen. Darüber hinaus ist hier allerdings eine Kooperation mit Soziologie, Psychologie, europäischer Ethnologie gefordert.

Zum zweiten tritt hier der Begriff der Erfahrung unabweisbar ins Zentrum des Interesses. Damit erhebt sich die Frage, um welche Art von

Erfahrungen es sich jeweils handelt. Sind die Erfahrungen, welche von der Ästhetisierung der Lebenswelt und vor allem der Eventkultur ermöglicht werden, überhaupt mit jenen zu vergleichen, welche Kunstwerke und Kunstereignisse auszulösen vermögen? Welche Kriterien lassen sich finden, nach denen sich die eine Art der Erfahrung von der anderen abgrenzen lässt? Oder handelt es sich letztlich nicht doch in allen diesen Fällen um denselben Typus von Erfahrungen, nämlich um ästhetische Erfahrung, die in verschiedenen kulturellen und biographischen Kontexten von unterschiedlichen Objekten und Ereignissen ausgelöst werden kann?

Dies sind die Fragen, die heute vordringlich geklärt werden müssen. In den Mittelpunkt des Interesses rückt das Problem der ästhetischen Erfahrung. Was können die Kunstwissenschaften tun, um dies Problem zu klären? So paradox es zunächst klingen mag, ist es gerade das nach Kooperation aller Kunstwissenschaften verlangende Problem der ästhetischen Erfahrung, das zugleich die Kunstwissenschaften nötigt, sich über die Eigenart jeweils «ihrer» Künste Gedanken zu machen. Das anspruchsvolle Projekt einer Allgemeinen und vergleichenden Kunstwissenschaft könnte eben vom Problem der ästhetischen Erfahrung seinen Ausgang nehmen. Denn wenn wir annehmen, dass es zwar nicht nur ausschließlich die Kunst, in jedem Fall aber die Kunst ist, welche ästhetische Erfahrung auszulösen vermag, erhebt sich die Frage, ob es sich bei ästhetischer Erfahrung immer um ein und dieselbe Erfahrung handelt, ganz gleich, ob ich Musik höre, an einer Theateraufführung teilnehme, ein Gedicht lese, ein Bild betrachte, ei-

nen Film anschau. Macht es wirklich keinen Unterschied, ob ich in einem mit Menschen gefüllten Raum anderen Menschen zuschau, die durch ihre besonderen körperlichen Eigenarten, ihre ganz spezifische Leiblichkeit ebenso wie durch die besonderen Handlungen, die sie vollziehen, im Zuschauer unrnittelbare körperliche Reaktionen hervorzurufen imstande sind, physiologische ebenso wie affektive oder auch motorische; oder ob ich allein in einem Raum einen Roman lese und die Figuren auf der von meiner Einbildungskraft geschaffenen Bühne agieren lasse? Handelt es sich in beiden Fällen wirklich um dieselbe Art von Erfahrung?

Indem die Kunstwissenschaften gemeinsam das Problem der ästhetischen Erfahrung angehen, sahen sie sich folglich genötigt, auf die Eigenart der unterschiedlichen Künste zu reflektieren und diese Eigenart zur Frage nach der ästhetischen Erfahrung in Beziehung zu setzen. Denn insofern ästhetische Erfahrung mit der je besonderen Wahrnehmung zusammenhängt, ist durchaus anzunehmen, dass die je besondere Materialität und Medialität der verschiedenen Künste für die ästhetische Erfahrung von Belang ist.

Im Unterschied zu diesem Rückgang auf die je besondere Eigenart der verschiedenen Künste würde die gemeinsame Fokussierung auf das Problem der ästhetischen Erfahrung den Kunstwissenschaften auch abverlangen, sich nicht nur für die Zusammenarbeit miteinander, sondern auch mit anderen Disziplinen zu öffnen. Zu dem Kreis der Disziplinen, die hinzugezogen werden müssten, gehört nicht nur die philosophische Ästhetik, die in der Diskussion dieser Probleme eine

lange und durchaus vielfältige Tradition aufweist, sondern auch die Wahrnehmungspsychologie und die kognitive Neuropsychologie. Denn während die Kunstwissenschaften auf die besondere Eigenart nicht nur der einzelnen Künste, sondern auch einzelner Werke bzw. Ereignisse zurückverweisen, um die Möglichkeit für eine ästhetische Erfahrung plausibel zu machen, sind es die empirischen Wissenschaften, die Aufschluss darüber zu geben vermögen, wie die Menschen, die meinen, eine ästhetische Erfahrung gemacht zu haben, diese genauer qualifizieren, oder auch darüber, welche Regionen im Gehirn aktiviert werden, wenn ein Mensch eine ästhetische Erfahrung macht, und ob sich hier Unterschiede zu anderen Erfahrungen zeigen.

Nicht zuletzt endlich gilt es zu bedenken, dass der Begriff der Ästhetik / des Ästhetischen und der ästhetischen Erfahrung sich in Europa im 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Verkündigung der Autonomie der Kunst herausgebildet hat. Es gilt also die Frage zu klären, ob die mit dem Begriff gemeinte Erfahrung eine Erfindung des 18. Jahrhunderts darstellt, eine Erfindung, die von der Autonomie der Kunst bzw. von der Tendenz zur Autonomie der Kunst bedingt war; oder ob es sich um eine anthropologisch bedingte Erfahrung handelt. Im ersten Fall wäre es unsinnig, den Begriff auf Epochen vor dem 18. Jahrhundert sowie auf außereuropäische Kulturen anzuwenden, die eine solche Autonomie der Kunst nicht kennen. Zugleich ließen sich die Tendenzen zur Auflösung der Grenzen zwischen Kunst und Nicht-Kunst in unserer heutigen Kultur als ein Hinweis darauf begreifen, dass das Konzept der ästhetischen Erfahrung sich überlebt

hat und funktionslos zu werden beginnt. Im zweiten Fall dagegen müsste sich ästhetische Erfahrung in allen Kulturen nachweisen lassen, auch wenn sie unter unterschiedlichen historischen und kulturellen Bedingungen von verschiedenen Objekten und Ereignissen ausgelöst werden und auf unterschiedliche Weise in Erscheinung treten kann.

Für die Kunstwissenschaften würden sich jeweils ganz verschiedene Konsequenzen ergeben. Im ersten Fall müssten sie den Begriff der ästhetischen Erfahrung als einen streng historischen Begriff mit äußerst begrenzter Reichweite verwenden. Da wir aus Rezeptionszeugnissen wissen, dass von Musik, Theater, Literatur, Gemälden und Skulpturen in Europa auch vor dem 18. Jahrhundert ebenso wie in außereuropäischen Kulturen spezifische Erfahrungen ausgelöst wurden bzw. werden, müsste die historische und kulturelle Differenzierung auf die Bestimmung der Unterschiede zwischen diesen Erfahrungen und jener Erfahrung abheben, die wir seit dem 18. Jahrhundert ästhetische Erfahrung nennen. Damit gälte es zugleich nachzuweisen, wie sich in unserer gegenwärtigen Kultur der Prozess vollzieht, der den Begriff funktionslos werden lässt.

Im zweiten Fall müssten die Kunstwissenschaften, die sich bisher überwiegend auf europäische bzw. westliche Kunst beschränkt und konzentriert haben, eine Zusammenarbeit mit jenen Disziplinen suchen, die sich mit außereuropäischen Kulturen und Künsten beschäftigen und sie nach Begriffen befragen, die in gewisser Weise als Entsprechung zum Begriff der ästhetischen Erfahrung zu verstehen wären

wie z.B. der Begriff des rasa aus dem indischen Natya-Sastra oder der Begriff des yugen in Zeamis Schriften zum Nô-Theater. In diesem Fall liegt die Annahme nahe, dass es sich bei ästhetischer Erfahrung um einen Typus von Erfahrung handelt, der sich in unterschiedlichen Epochen und Kulturen unterschiedlich artikuliert und in Erscheinung tritt. Wie auch immer, der Begriff der ästhetischen Erfahrung stellt eine Herausforderung für die Kunstwissenschaften dar. Sie müssen ihre Monaden verlassen, müssen zur Kooperation miteinander bereit sein und sich zugleich der Zusammenarbeit mit weiteren Disziplinen öffnen. Brechen wir also auf ins ferne Land der anderen Kunstwissenschaften und die noch ungewissere Fremde anderer Disziplinen; kämpfen wir mit den Riesen und Monstern, die sich uns dabei in den Weg stellen, wobei wir allerdings aufpassen müssen, dass wir nicht unversehens einen Kampf mit Windmühlenflügeln anfangen. Wenn wir klug, ausdauernd und tapfer die Abenteuer bestehen, welche uns die Fokussierung auf die ästhetische Erfahrung abverlangt, werden wir Neuland nicht nur betreten, sondern auch nachhaltig sichern können. Und wer weiß, vielleicht wird es uns gelingen, auf ihm das prächtige Schloss einer Allgemeinen und vergleichenden Kunstwissenschaft zu errichten, wie sie sich heute erst in Umrissen abzeichnet, umgeben von einem weitläufigen Garten mit vielen exotischen Pflanzen.

Menschen, die aus allen vier Himmelsrichtungen der verschiedenen Disziplinen vorbeikommen, werden voll Staunen stehen bleiben und sich verwundert fragen, wer denn die Besitzer dieses prächtigen Schlosses und dieses zauberhaften Gartens sein mögen; und voll

Neugierde werden sie Einlass begehren. Wir werden sie mit offenen Armen empfangen. Einen aber wird es geben, der als Ehrengast dauerhafte Residenz nehmen wird; und das sind Sie, lieber Herr Lämmert.

Prof. Dr. Hans-Jürgen Bachorski

LAUDATIO

über

Prof. Dr. phil. Eberhard Lämmert

anlässlich der Verleihung des Doktorgrades ehrenhalber
durch die Philosophische Fakultät der Universität Potsdam
am 19. Juli 2001

Lieber Herr Lämmert,
sehr verehrte Frau Ministerin,
Magnifizenzen,
liebe Freunde und Mitglieder der Philosophischen Fakultät,

wenn sich unsere Fakultät entschlossen hat, heute den Grad eines doctors honoris causa an Eberhard Lämmert zu verleihen, dann ist sie dazu durch vielfältige Leistungen des Geehrten motiviert worden, die sich vielleicht am besten als Aktivitäten auf vier Feldern darstellen lassen: dem Feld der Wissenschaft, dem der Wissenschaftsorganisation, der Wissenschaftspolitik und schließlich dem des besonderen Engagements gerade hier in Potsdam.

1. Das erste und für uns – das sei einer Philosophischen Fakultät gestattet – wichtigste Feld ist also das der wissenschaftlichen Leistungen Eberhard Lämmerts, der ein anerkannter Literaturwissenschaftler ist, seit er 1955 mit seiner Dissertation ‚Bauformen des Erzählens‘ [1] in die wissenschaftliche Öffentlichkeit getreten ist. Sie erschien 1988

in achter (!) Auflage, was man umso höher werten muss, als Dissertationen heute im allgemeinen in kleinen Auflagen auf den Markt kommen und meist nach drei Jahren verramscht werden. Mit diesem Buch, das nicht nur eine Theorie narrativer Formen und Strategien entwirft, sondern dafür auch souverän die europäische Erzählliteratur des 12. bis 20. Jahrhunderts mustert, hat der damals 28jährige Eberhard Lämmert eine vielbeachtete komparatistische und vor allem literaturtheoretische Arbeit vorgelegt, die bis heute als Grundlagentext in der Erzählforschung gilt und die von solch analytischer Schärfe und Gültigkeit ist, dass man sie jederzeit in einem Grundkurs als Basistext verwenden könnte.

Zwar erlangte seine Habilitationsschrift 'Reimsprecherkunst im Spätmittelalter. Eine Untersuchung der Teichnerreden' nicht den gleichen Erfolg auf dem Buchmarkt, was bei ihrem Gegenstand allerdings nicht sehr verwundert: Wenn es hier um die – als Mediävist darf ich das sagen – eher trockenen Reimpaarsprüche eines Autors namens *Teichner* aus der Mitte des 14. Jahrhunderts geht, dann ist philologische Basisarbeit wohl unabdingbar, und so etwas liest sich nie sehr spannend. Gleichwohl liefert das Buch, das im Jahre 1970 erschien, einen bis heute gültigen und in der Mediävistik inzwischen selbstverständlich gewordenen theoretischen Ertrag, fragt es doch nach der kulturell spezifischen Konstellation der Lehrhaftigkeit von Literatur und ihrer besonderen Poetik, nach dem Ort dieser befremdlichen Texte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowie nach ihrer spezifischen Performativität: dies alles mit Blick auf eine Epoche, die nicht nur

zeitlich vor dem 18. Jahrhundert mit seinem ausgeprägten Postulat der Autonomie von Kunst liegt, sondern die in dieser Hinsicht von echter Alterität bestimmt ist – wie überhaupt die Beschäftigung mit dem Mittelalter ihren erkenntnispraktischen Nutzen im Verstehen von genetischen Zusammenhängen mit der Moderne ebenso hat wie in der Konfrontation mit dem prinzipiell Anderen, dem Fremden. Aber natürlich verdankt sich auch hier das Interesse an der Alterität einer vormodernen Epoche einem damals – 1970 – ganz aktuellen Thema: der Diskussion um Autonomie der Poesie auf der einen und engagierter Literatur auf der anderen Seite, die durch diese Aufdeckung einer langen Vorgeschichte an historischem Bewusstsein und Differenziertheit gewinnen sollte. Hier böte sich jetzt auch aus der Perspektive der Mediävistik ein schöner Exkurs zur eben vorgetragenen Überlegung von Erika Fischer-Lichte an, wie es sich denn verhält mit der ästhetischen Erfahrung in einer Epoche, in der die Heteronomie von Literatur kein Skandal, sondern Normalität darstellt, und ich denke, dass sich an solchen Fragen zeigen ließe, wie eine Allgemeine Kunstwissenschaft ganz zwingend zu einer Vermittlungsinstanz zwischen den Problemen werden könnte, die in den einzelnen Spezialdisziplinen erörtert werden. Jedoch behalte ich mir diesen Exkurs für eine spätere Gelegenheit vor.

Schließlich zeigt sich hier – und das sei mit besonderem Nachdruck erwähnt – in den Themen der beiden Qualifikationsschriften von Lämmert noch eine Fachtradition, in der man selbstverständlich das ganze Fach überblickt, statt allzu früh sich zu spezialisieren (eine Tu-

gend, von der man heute den jungen Wissenschaftlern angesichts der Zwänge und Borniertheiten des Betriebs eher abraten müsste). Eberhard Lämmert ist dann nicht in dem Sinne Mediävist geworden, dass er einen mediävistischen Lehrstuhl besetzt hätte, was nach dieser Arbeit durchaus hätte möglich sein müssen; und ich finde es bis heute ein reizvolles Gedankenexperiment zu überlegen, wie sich diese Teildisziplin der Germanistik entwickelt hätte, wenn er diesen Weg beschritten hätte.

In seinen zahlreichen, um nicht zu sagen: unzählbaren weiteren Arbeiten schreitet Lämmert ein weites Spektrum von Texten ab und probiert verschiedene methodische Ansätze aus, wie er auch immer Bestrebungen gefördert hat, neue wissenschaftliche Methoden in der Lehre zu präsentieren. Ohne in seinen eigenen Arbeiten einer Beliebigkeit zu verfallen, hat er sich zudem immer wieder zum Verteidiger provozierender methodischer Ansätze gemacht, selbst dann, wenn diese im Überschwang des Neuanfangs bisweilen noch wenig Differenzierungen kennen: So widerspricht er 1971 in der Debatte um eine – damals sehr umstrittene – ‚Sozialgeschichte der Literatur‘ einem geschätzten älteren Kollegen und seiner «brüske[n] Abweisung» des Versuchs, «ein neues Interessen- und auch Aufgabengebiet der Literaturgeschichtsschreibung in einem ersten Anlauf zu erschließen. Zugegeben, dass hier [...] noch mit einer etwas groben Elle gemessen wird. Aber neue Ansätze sind selten frei von etwas forcierten Verabsolutierungen ihres Gesichtspunktes. Nur mit dem Hinweis ‚ideologisch‘ scheint mir dieses Unternehmen umso weniger abwertbar, als

wir wissen, wieviel unbedacht verdeckte Ideologie bisherige germanistische Forschung charakterisierte.» [2]

Aber nicht nur eine methodische Weitung des Blicks, sondern auch eine gegenstandsbezogene Öffnung zeichnet Lämmerts Schriften aus, war ihm eine europäische Perspektive literaturwissenschaftlichen Arbeitens doch schon zu Beginn seiner akademischen Laufbahn eine Selbstverständlichkeit (die er im übrigen auch für die Studienordnungen einfordert), eine Selbstverständlichkeit, die wohl nicht zuletzt aus seiner kollegialen und freundschaftlichen Verbundenheit mit Richard Alewyn erwachsen ist, dem er an einer Stelle nach der Lektüre eines von dessen Büchern das wunderbare Kompliment macht: «[...] dass man der Schönheit des Denkens dabei gewahr wird.» [3] – dies nicht nur zum Thema ‚ästhetische Erfahrung‘, sondern auch als ein Kompliment, das zugleich den eigenen, vielfach eingelösten Anspruch bezeichnet.

Die Neugier auf wissenschaftliche Neuansätze und die grundsätzliche Weitung des engen germanistischen Blicks zu einer interkulturellen, Europa und seine Literaturen in den Blick nehmenden Perspektive war das Potential, das er später, als Nachfolger Peter Szondis, auf einem Lehrstuhl am Seminar für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Freien Universität eingebracht hat, und davon legt eine beträchtliche Zahl auch international anerkannter Lämmert-Schüler beredtes Zeugnis ab. Eine Schule bilden sie allerdings nur insofern, als sie dieser methodischen Neugier und dem Hang zur Überschreitung scheinbar selbstverständlicher Fachgrenzen ver-

pflichtet sind. Für die Modernität seiner Forschungsinteressen spricht etwa auch die von ihm mitherausgegebene Buchreihe ‚Literatur und andere Künste‘, in der es (immerhin seit 1988 ff.) [4] um die Wechselwirkungen zwischen Literatur und Musik, Malerei oder auch Film und um die Probleme unterschiedlicher Medialität ästhetischer Kommunikation geht.

Nicht zuletzt sind Lämmerts – von einem außerordentlichen politischen Interesse an der Gegenwart geprägten – wissenschaftsgeschichtlichen Aktivitäten hervorzuheben, wie sie sich schon in dem Band mit dem «schwermütigen Titel» [5] ‚Germanistik – eine deutsche Wissenschaft‘ (1967) [6] niedergeschlagen haben. Neben eigenen Forschungen auf diesem Feld hat Lämmert seine wissenschaftsorganisatorischen Energien schon früh zugleich in Richtung einer institutionellen Verankerung der Fachgeschichte gelenkt: Die Errichtung der Arbeitsstelle zur Erforschung der Geschichte der Germanistik am Deutschen Literaturarchiv in Marbach im Jahre 1972, deren Initiativen er seither maßgeblich fördert, ist vor allem seiner Beharrlichkeit zu verdanken. Vielleicht werden Sie sich über die Zitate aus ihren zum Teil vierzig Jahre alten Briefen wundern, lieber Herr Lämmert: Aber das kommt eben dabei heraus, wenn man eine solche Arbeitsstelle gründet, in der nicht zuletzt dank Ihrer Bemühungen eine stattliche Zahl von Gelehrtennachlässen aufbewahrt werden.

2. Auch in einer Vielzahl anderer Zusammenhänge hat sich Eberhard Lämmert als Wissenschaftsorganisator von hohem Engagement erwiesen und erscheint auch im Rückblick als mutiger und ent-

schlossener Reformen. Er war einer der Wortführer in der Generation frisch berufener Ordinarien, die sich zu Beginn der sechziger Jahre der Modernisierung der Germanistik verschrieben hatten. Und das war ein hartes Brot angesichts der damaligen Verfassung von Fach und Universität. So wurden die Vorschläge für eine institutionelle und inhaltliche Reform, die Lämmert auf dem Bonner Germanistentag 1963 formulierte, recht unterschiedlich kommentiert: Während ein Zuhörer in nüchterner Einschätzung der allgemeinen Reaktion dort spitz formulierte: «Lämmert [...] war so taktlos, nicht nur nachzudenken, sondern die Ergebnisse seines Denkens auch noch treffsicher zu formulieren», ließ sich der damalige Vorsitzende des Germanistenverbandes, Benno von Wiese, in der Diskussion zu dem denkwürdigen Versprecher hinreißen, die von Lämmert vorgetragene Vorschläge schlugen ein wie eine «Koboldbombe»: [7] ein in doppelter Hinsicht merkwürdig aggressives Bild.

Diesen Vortrag, der nicht nur die Germanistik, sondern letztlich alle Philologien betrifft und der heute in einem Sammelband Lämmertscher Schriften über ‚Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft‘ mit dem schönen Titel *Das überdachte Labyrinth* [8] nachzulesen ist, könnte man überhaupt in seiner Gesamtheit wohl – so meine ich, und damit bestätige ich Hinrich Enderleins These vom rasenden Stillstand in der Bildungspolitik – umstandslos und ohne wesentliche Änderungen in die aktuelle Diskussion über BA/MA einschmuggeln: und seine zentralen Argumente träfen immer noch den Nerv der Sache. Es handelt sich um ein vehementes Plädoyer für ein konsequent wissen-

schaftliches Studium – auch und gerade angesichts drastisch steigender Studentenzahlen – und um eine ebenso entschlossene Kritik an allen Vorschlägen zur Reduktion dieses wissenschaftlichen Anspruchs. So schreibt Lämmert über «Verschulungstendenzen im Studiengang der sogenannten Massenfächer»: «[...] dass man mit solchen Maßnahmen nicht nur dem ‚Durchschnittsstudenten‘, den man aus gesellschaftspolitischen Gründen ausbilden muss, sondern auch dem wie eh und je Begabten die Zeit, in der er eigentliche Universitätsbildung erfährt, die produktive Vakanz zwischen Schule und Beruf, die Zeit des Bildungsabenteuers, aber auch des Energie stiftenden Risikos, drastisch [...] verkürzt. Damit aber hat man womöglich auch den eigenständigen Arbeitselan des Begabten, seinen Trieb zu findiger, initiativreicher Mitarbeit bereits unwiederbringlich abgestumpft, während man den unselbständigen Büffler, den es gerade zum selbstverantwortlichen Akademiker zu erziehen gilt, zwei oder drei Jahre zu lang in die täuschende Sicherheit einwiegt, seine Fleißleistungen, die Zahl der ‚erledigten‘ Nummern seines Lektürekansons und seine Scheinerfolge verbürgten einen weiterhin erfolgreichen Studiengang. Die Hauptseminare sind in allzu vielen Fällen das Elendsquartier solcher Sichergänger, denen eine schärfere Beanspruchung der Eigeninitiative und die Zumutung, schon von den ersten Semestern an die Stärke des eigenen Erkenntnistriebes zu erproben, vielleicht längst zuvor den Weg in einen ihnen zukommlichen Beruf geebnet hätte.» [9] Sie verstehen vielleicht schon angesichts dieses einen Zitats, wie es zu diesem denkwürdigen Versprecher Benno von Wieses kommen konnte. Und es folgen in diesem Aufsatz noch andere

furiose Argumente gegen das gängige (damals gängige!) Gerede von den anonymen Studentenmassen, denen angeblich nur durch einen Verzicht auf ein wissenschaftliches Niveau des Studiums zu helfen sei, und weiteres, aber ich breche hier ab, denn sonst würden wir aus der Diskussion des Jahres 1963 sofort in die Debatten des Jahres 2001 katapultiert.

An den beiden seit Mitte der sechziger Jahre in Fortsetzung dieser Initiative diskutierten und schließlich realisierten Reformentscheidungen ist Lämmert maßgeblich beteiligt gewesen. Als Mitautor des «Rhedaer Memorandums» (1969), [10] das im Zusammenschluss der Nationalphilologen eine Zweiteilung der Fächer in Sprach- und Literaturwissenschaft konzipierte, hat er starken Anteil an dem Strukturmodell, das unter anderem an den Universitäten Konstanz und Bielefeld erfolgreich umgesetzt wurde. Aber auch das Modell einer Dreiteilung des Fachs Germanistik in die Abteilungen für Ältere Deutsche Literatur, Neuere Deutsche Literatur und Linguistik, wie es das universitäre Profil der Germanistik bis heute an der Mehrzahl der Hochschulen bestimmt, wurde von ihm in Zusammenarbeit mit Walter Müller-Seidel und Karl Stackmann – sie bildeten die Kommission der Fachvertreter, die 1967 vom Germanistenverband in Reaktion auf den Reformdruck im Fach nominiert worden war – entwickelt. Das erscheint heute so selbstverständlich, dass man sich fragt, was daran besonders sein soll, aber man vergesse nicht, dass diese Vorschläge erst Raum für das schufen, was wir heute als moderne Linguistik kennen. Es ließe

sich noch eine Fülle von weiteren Initiativen und Reformvorschlägen aufzuführen, doch kürze ich hier ab.

Alles in allem geben diese vielfältigen Aktivitäten Lämmerts zudem ein ermutigendes Beispiel dafür, dass wissenschafts- und bildungspolitisches Engagement keineswegs auf Kosten der wissenschaftlichen Produktivität gehen muss: Im Gegenteil hat man hier gerade den Eindruck, dass die intensive Beschäftigung mit dem einen notwendig immer auch das engagierte Agieren auf dem anderen Feld zur Folge hat.

3. Als Präsident der Freien Universität Berlin (1976–83) hat Eberhard Lämmert sich in der Leitung seiner Hochschule wissenschaftspolitisch in einem Maße verdient gemacht, dass immerhin die Frankfurter Allgemeine Zeitung (!) vom 20.9.1994 rückblickend schrieb: «Als Lämmerts Amtszeit ablief, war auch die Zeit der Freien Universität als Labor der politischen Freiheit vorüber.» [11] Und auch wenn es deprimierend ist, dass ein so harsches Urteil über eine Universität gefällt werden muss, die das Wort *frei* doch in ihrem Namen führt, so gereicht es doch umso mehr dem zur Ehre, dem das Bemühen um eben diese Freiheit nachgesagt wird – mit einer im besten Sinne des Wortes liberalen Haltung, wie sie im übrigen bei Lämmert schon früh ausgeprägt ist. So formuliert er – immerhin Mitglied der ehrwürdigen Gruppe der Ordinarien – bereits auf dem Höhepunkt der sogenannten Studentenunruhen an der FU in einem Brief: «Zugleich wächst allerdings in solchem Maße die Verstocktheit der Ordnungheischenden, dass man um die förderlichen Wirkungen der Unruhe schon wieder

besorgt sein muss und versucht ist, sich schützend vor die Unruhigen zu stellen, wie sehr sie auch jede Gelegenheit nützen, ihren Fürsprechern Juckpulver in den Nacken und Knüppel zwischen die Beine zu lancieren.» [12] Das mit dem Juckpulver aber, lieber Herr Lämmert, sollte gerade ich hier vielleicht ganz schnell übergehen.

Ich weise lieber darauf hin, dass Eberhard Lämmert diese hier ganz deutlich erkennbare und eben auch praktizierte Bereitschaft zu Dialog und Experiment auch in weiteren zahlreichen wissenschaftlichen (Präsident der Deutschen Schillergesellschaft in Verbindung mit der Leitung des Deutschen Literaturarchivs Marbach) und wissenschaftspolitischen Ämtern (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Deutscher Germanistenverband, Vorstand des DAAD, Kuratorium der Fernuniversität Hagen, Beirat des Goethe-Instituts, Hochschulbeirat des Landes Bremen, Vorsitzender des Beirats des Kulturwissenschaftlichen Instituts in Essen) geltend machte. Sein entschiedenes Eintreten für die Geisteswissenschaften und für bildungspolitische Reformen reicht dabei weit über den Horizont des eigenen Fachs hinaus und besticht bis heute durch das hohe Maß an Innovationsfreude.

So war Eberhard Lämmert schließlich nach 1989 Mitglied der Evaluierungskommission, die mit der Begutachtung der Akademie der Wissenschaften der DDR betraut war, und diese Haltung der Offenheit und Liberalität bestimmte auch hier sein Tun. Sein Anteil an der Einrichtung der Forschungsschwerpunkte, aus denen später sechs geisteswissenschaftliche Zentren hervorgingen, ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen (und auch wir her in Potsdam haben ja zwei dieser

Forschungszentren, die eng mit der Fakultät kooperieren). Das Zentrum für Literaturforschung in Berlin, das er von 1996 bis 2000 als Gründungsdirektor geleitet hat, wurde durch Lämmerts Engagement in der Zeit komplizierter Verhandlungen mit wissenschaftspolitischen Entscheidungsträgern zunächst mit Unterstützung der Max-Planck-Gesellschaft erhalten. Mit seiner schließlich erfolgten Gründung als Forschungszentrum unter der Mitträgerschaft der DFG konnte Lämmert gleichermaßen seine langjährigen wissenschaftlichen Interessen und seine wissenschaftsorganisatorischen Bestrebungen verbinden, indem es seither möglich ist, längerfristig angelegte literaturwissenschaftliche Forschung, die unter den Bedingungen des universitären Alltags nur schwer zu leisten ist, außerhalb und gleichzeitig in Ergänzung zu ihm zu betreiben. Der Erfolg dieser Bemühungen schlägt sich nicht zuletzt in der von ihm herausgegebenen Reihe «Literaturforschung», [13] die seit 1996 beim Akademie Verlag erscheint, umfangreich nieder. Lämmerts Kompetenz auf wissenschaftspolischem und -organisatorischem Terrain gilt bis heute als unverzichtbar und ist zudem nicht nur in Deutschland, sondern auch international gefragt. Wenn es um die Errichtung oder Umstrukturierung von germanistischen / literaturwissenschaftlichen Instituten im Ausland geht (wie jüngst in Kanada, den USA oder auch Asien) ist er Mitglied entsprechender, von Seiten der Bundesrepublik eingesetzter Kommissionen.

4. Schließlich verdanken auch das Land Brandenburg und Potsdam Eberhard Lämmerts entschiedenem Engagement viel, dieses *Itzt* wie-

der *blühend*, das *unvergleichliche Potsdam*, [14] das *irrdisch Paradies* vor den Toren Berlins, dieses Potsdam, das man – ich gebe zu, wir lesen das gerne – *Europens Innbegriff* nennen könne. So hat es ein Autor namens *Bellamintes* am Anfang des 18. Jahrhunderts mit wirklich *poëtischer Feder* beschrieben. – Dieses Engagement Lämmerts im schönen Potsdam ist dann zwar nicht der eigentliche Grund, aber doch der Anlass für unsere Ehrung: So hatte er seit 1993 den Vorsitz des Einstein Forums inne und amtiert zudem seit mehreren Jahren als kommissarischer Direktor des Forschungszentrums Europäische Aufklärung. Nicht zuletzt stand er auch unserer jungen Philosophischen Fakultät seit ihrer Gründung vielfach bei: als Gutachter und Mitglied von Berufungskommissionen.

Deshalb hat nicht nur die dafür eingesetzte Kommission einhellig die Verleihung der Ehrendoktorwürde empfohlen, sondern der Erweiterte Fakultätsrat diesen Beschluss auch einstimmig gefasst; und so freuen wir uns heute nicht nur, Sie, lieber Herr Lämmert, mit diesem kleinen Festakt zu ehren, sondern auch, Sie damit in unsere Fakultät aufnehmen zu dürfen.

Prof. Dr. Eberhard Lämmert

Danksagung

Magnifizenz und Spectabilis,
sehr verehrte Frau Ministerin, meine Damen und Herren

Für die ehrenvolle Aufnahme in diese Philosophische Fakultät als ein Doctor philosophiae honoris causa bedanke ich mich mit besonderer Freude. Denn diese Auszeichnung teilt mit nur wenigen anderen eine Eigenschaft, die sie mir besonders lieb macht. Vergleichbare Auszeichnungen haben meist einen langen und vielfach uneinsichtigen Weg durch viele Instanzen hinter sich, ehe sie den erreichen, der sie erhalten soll. In diesem Falle aber ist der Kreis der Menschen zu übersehen, der sie verantwortet: ein Kollegium von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, deren Fähigkeiten sich auf viele verschiedene Gebiete erstrecken und die bei aller Verschiedenheit der Gesinnungen doch den Vorsatz gemeinsam haben, Wahres und womöglich auch Hilfreiches über die Welt, die wir bewohnen, herauszufinden. Die Mitglieder dieses Kollegiums haben mich mit dieser Auszeichnung bedacht und machen mir nun die Freude, direkt vor sie hinzutreten und ihnen meinen Dank zu sagen.

Mein Dank dafür, nun auch zu dieser Fakultät zu gehören, gilt Ihnen allen. Einem von Ihnen möchte ich jedoch besonders und mit tiefer Empfindung danken: Hans-Jürgen Bachorski hat erst vor wenigen Tagen das Krankenhaus verlassen können, um hier für die Fakultät und

für mich zu sprechen. Aus mehr als einem Grunde nehme ich diese Laudatio als ein außergewöhnliches Geschenk. Denn Sie alle sollen wissen, dass wir – ich, der Professor und FU-Präsident auf der einen und er, der engagierte Wissenschaftliche Assistent auf der anderen Seite – schon seit den siebziger Jahren einander kennen, aber in verschiedenen Lagern standen, und dass wir uns beide im Bemühen um eine bessere Universität der Zukunft eine Reihe von unangenehmen Dingen gesagt haben. Sie, lieber Hans-Jürgen Bachorski, haben sich heute in einer Weise auf meine Person und mein wissenschaftliches Denken und Handeln eingelassen, die mir nahe ging. Es ist Ihnen gelungen, ein Bild von mir zu zeichnen, in dem ich mich staunend und ein wenig mich selbst bewundernd antreffe und doch auch wiedererkennen kann in dem, was ich erreichen wollte. Deshalb möchte ich nun Ihnen meine Bewunderung sagen dafür, wie Sie dies auf einem ernsthaften Krankenlager vorbereitet haben, und dieser gerührte Dank ist verbunden mit dem herzlichen Wunsch, es möge Ihnen ein erträglicher Gesundheitszustand bevorstehen.

Allen Grund zu danken, habe ich auch Erika Fischer-Lichte für einen Festvortrag, dessen Thema mir zunächst wie ein unverhofft mich beschenkender Zufall erschien, bis ich von Satz zu Satz erfuhr, dass er Gedanken und Erwartungen an unsere Disziplinen entfaltet und weitertrieb, die unsere Diskussionen seit Jahren immer wieder umkreist haben. An dieser Fortsetzung eines Gesprächs mit anderen Mitteln, liebe Erika Fischer-Lichte, und an dem Appell, der von Ihrem Vortrag an die Wissenschaften der verschiedenen Künste zur Beach-

tung ihrer gemeinsamen Aufgaben ausgeht, habe ich heute Gewinn und Vergnügen zu gleichen Teilen gehabt, und so kann ich auch ohne weitere Umstände überleiten zu den drei Wünschen für diese Philosophische Fakultät, die ich mit meinem Dank hier vorbringen und kurz kommentieren möchte. Ich nenne sie mit Zuversicht, nachdem ich lesen konnte, dass sie in vielen mit dem übereinstimmen, was die Fakultät selbst in dem jüngsten Plan zu ihrer zukünftigen Entwicklung formuliert hat.

Der erste dieser Wünsche ist ein Institut für Kunstwissenschaften. Ich sehe, dass die Kunstgeschichte bei Ihnen schon den ersten Rang unter den noch einzurichtenden Professuren einnimmt, und will trotzdem ein Wort dazu sagen, weil der aktuelle Anlass, nämlich dieser Festvortrag, einmal mehr deutlich gemacht hat, wie wichtig für das Umfeld geisteswissenschaftlicher Studien, womöglich sogar für akademische Studien überhaupt, Kunstwissenschaftler im Ensemble einer Fakultät oder der Fakultäten sind, und wie wichtig ein solches Institut speziell für die Universität Potsdam ist, deren geisteswissenschaftlicher Fakultät es heute noch fehlt.

Es gibt aber auch einen sehr viel älteren Grund, weshalb dies mein erster Wunsch ist. In den Akten des Wissenschaftsministeriums müssten sich noch letzte Rückstände eines *Instituts für Kunstwissenschaften* – so hieß es damals – finden, das der damalige Wissenschaftsminister Hinrich Enderlein schon 1991 in der Form eines Vereins gegründet hat. Es besaß einen Beirat, dem bedeutende Kunsthistoriker und auch Künstler angehört haben, und Enderlein selbst war

Vorsitzender seines Kuratoriums. Es entstand damals, als neben der Akademie der Wissenschaften auch die Akademie der Künste der DDR evaluiert wurde und für die positiv evaluierten Mitglieder der Forschungsabteilung dieser Akademie im Zuständigkeitsgerangel zwischen Kultur- und Wissenschaftsverwaltung in Berlin eine Bleibe für sie nicht zu finden war. Sechs Wissenschaftler aus den Ressorts Musik, Malerei, Skulptur, Film-, Theater- und Literaturwissenschaft haben sich dann zusammengefunden und unter tatkräftiger Unterstützung der Universität Potsdam, insbesondere von Helene Harth, die Arbeit an einem verheißungsvollen, gemeinsamen Projekt aufgenommen. Wenn ich heute an diese produktive Zusammenarbeit mit Helene Harth erinnere, so tue ich das auch, um ihr alles Glück für ihr neues Amt, die Leitung einer deutsch-französischen Universität, zu wünschen, denn ein so wichtiges, europäisches Unternehmen verdient allen Glückwunsch voraus. Auch die Konrad-Wolf-Filmhochschule hat diesem Unternehmen damals bereitwillig ihre Unterstützung zukommen lassen.

Ich will jetzt nicht von den Querelen reden, mit denen dieses Institut dann wegen unterschiedlicher Regionalinteressen zwischen Frankfurt/Oder und Potsdam so lange hin- und hergeschoben wurde, bis dort, wo es dann ankam, das Geld für seine Fortführung nicht mehr da war. Jedenfalls fiel es dann schließlich in einen Akten- und Dornröschenschlaf, ohne dass mich allerdings bis heute eine Nachricht von seiner Auflösung erreicht hätte. Deshalb könnte es immer noch sein, dass bei genügendem Nachgraben in den Akten, und wenn ein ganz

glücklicher Umstand dazukommt, Frau Ministerin, jemand dieses Institut für Kunstwissenschaften «wachküssst». Es wäre ein schönes Interim, jedenfalls für die Zeit, bis – absehbar wohl nur mit Hilfe eines oder mehrerer Stifter – ein teures Institut für Kunstgeschichte an der Universität Potsdam eingerichtet werden könnte.

Alle Mitglieder und alle Disziplinen dieser Philosophischen Fakultät sollten aber Gewinn davon tragen können, wenn in der Zwischenzeit Kunstwissenschaftler und auch Künstler als Stipendiaten zu geeigneten Seminaren semesterweise eingeladen werden könnten, um aus ihrer Perspektive zur Arbeit an historischen, philosophischen oder philologischen Gegenständen beizutragen. Denn die Künste, die sich der fortschreitenden Elektronisierung womöglich noch unbekümmerter bedienen als andere Sparten des gesellschaftlichen Lebens und die heute schon durch ihre apparativen Medien jedem bis in die privatesten Winkel seiner Lebensführung folgen können, werden sich zukünftig mehr und mehr und für einen erheblich größeren Anteil der Bevölkerung als Bildner von Denk- und Verhaltensmustern erweisen. Allenthalben richtet deshalb auch die Erkenntnistheorie bereits die Aufmerksamkeit auf ein subtiles Zusammenspiel von Künsten und Wissenschaften. Deshalb wächst einer Philosophischen Fakultät nun immer dringender die kulturhistorische und kulturelle Aufgabe zu, sich der Künste anzunehmen. Wenn diese Fakultät bereits selber schon seit langem darum ringt, sie in diese Lage zu versetzen, so möchte ich ihre Bitte hier mit meinem Wunsche sehr unterstützen.

Mein zweiter Wunsch ist kürzer abzuhandeln. Er bezieht sich auf den Ort, an dem viele Einheiten der Philosophischen Fakultät ihre Arbeit betreiben, und auf den Vorteil, der ihr und auch Potsdam daraus erwächse, wenn es ihr gelänge, einen festen Fuß in der Stadtmitte zu fassen. Städte wie Bonn oder Heidelberg, die in den Nachkriegsjahren auch ein besonderes Wachstum ihrer Universitäten zu verzeichnen hatten, haben dennoch wohlweislich ihre Philosophischen und ihre Juristischen Fakultäten in der Innenstadt behalten, weil sie Teil ihres kulturellen Lebens sein sollen. Auch in anderen Städten von mittlerer Größe haben nicht nur die Gastwirte davon ihren Gewinn, denn mit einer derart belebten und mit Veranstaltungen bereicherten Stadtmitte sind diese Städte als Universitätsstädte auch im Bewusstsein der weiter auswärtigen Regionen lebendig.

Da die Regierung Brandenburgs und insbesondere sein Wissenschaftsministerium den bemerkenswerten Mut hat, im Zentrum der Stadt und in Ansicht des weit über Potsdam hinaus berühmten Telegrafenberges einen «Neuen Markt der Geisteswissenschaften» zu errichten, sollte auch der Philosophischen Fakultät dort mehr als nur ein Schaufenster gegönnt sein. Jedenfalls sollte von Golm her, wo Teile dieser Fakultät mehr aus- als einquartiert scheinen, merklicher hinüber wehen können, was an Esprit und was an Tatkraft des Denkens und Gestaltens in einer Philosophischen Fakultät vor sich geht.

Glücklicherweise sind die Verbindungen zu den am Neuen Markt schon etablierten Instituten – zum Einstein Forum, dessen Direktorin der Fakultät als Honorarprofessorin angehört, zum Moses-

Mendelssohn-Zentrum, das von einem regulären Professor dieser Universität geleitet wird und zu den beiden Geisteswissenschaftlichen Zentren, die dort hinziehen sollen – schon eng. Es ist sehr zu wünschen, dass bei den dort auszubauenden Veranstaltungsräumen, die gegenwärtig schon für die bestehenden Institute zu knapp bemessen sind, ein gehöriger Repräsentations- und Veranstaltungsraum auch für die Philosophische Fakultät errichtet werden kann, und im übrigen sollte es – da möchte ich mich den Anregungen von Magnifizenz Loschelder und Spectabilis Franz anschließen – mehr noch als bisher zur Kooperation der Köpfe und Projekte mit diesen Institutionen am Neuen Markt kommen. Dabei sollten die Wissenschaften selbst und alle, denen sie etwas zu bieten haben, gerade von der Selbständigkeit der dort schon befindlichen oder erwarteten Institute profitieren, denn immer sind mehr Wege zum Wissen und mehr Wege zu neuer Erkenntnis besser als nur einer, und das gilt nicht nur für Köpfe, sondern auch für Institutionen.

Mein dritter Wunsch ist der anspruchvollste und womöglich auch der weitestreichende. Als Immanuel Kant vor gerade zweihundert Jahren, 1798, den kühnen Satz niederschrieb: «Die letzte der Fakultäten möchte dereinst womöglich die erste sein», da war sein Argument, dass die Fakultäten, die damals die «höheren» genannt wurden: Theologie, Jurisprudenz und Medizin, zwar von der Öffentlichkeit begehrt und von den Regierungen höher geschätzt seien, weil sie mit ihren Auskünften spezielle Wünsche der Bevölkerung erfüllen – etwa den Wunsch, leichter in den Himmel zu kommen, oder den Wunsch,

eigene Rechtsansprüche durchzusetzen, oder den Wunsch, möglichst lange gesund zu leben – , dass sie dies aber nur um den Preis tun können, selbst von vorgeschriebenen Texten, Gesetzen und Verordnungen abhängig zu bleiben. Dem gegenüber sei es allein der Philosophischen Fakultät vorbehalten, Wahrheit und Vernunft als einzige Richtschnur ihres Denkens und Handelns zu betrachten, und darum, so folgerte Kant, sei es die Sache der Philosophischen Fakultät, auch die Materie der anderen Fakultäten und deren Umgang mit ihr nach den Maßgaben der Vernunft zu beurteilen.

Diese Freiheit und deren aktive Wahrnehmung wünsche ich der Philosophischen Fakultät in einer Zeit, in der unsere gesellschaftlichen und womöglich auch unsere generischen Lebensumstände tiefgreifende Wandlungen erfahren, und ich wünsche ihr die Kraft, dort mitzusprechen und, wo es Not tut, auch öffentlich Gehör zu suchen. Insbesondere wünsche ich ihr deshalb, ihrem selbst gewählten Schwerpunkt «Kultur im Vergleich» aus eigener Kraft gerecht werden zu können, aber auch jede erdenkliche Hilfe von Außen für diese so ersichtlich wichtige Aufgabe zu erhalten. Wir haben ein Jahrhundert begonnen, in dem angesichts einer immer dichter bewohnten Welt, die Verzahnung verschiedener Kulturen unausweichlich ist – unmittelbar schon durch die Niederlassungsfreiheit in der Europäischen Union und ihre Öffnung nach östlichen Ländern und allgemein durch die weltweite Migration. In einer solchen Zeit werden wir entweder immer neue Neurosen auf uns ziehen und eine nach der anderen durchleiden oder aber uns entschließen müssen, mit der Verschiedenheit der Kul-

turen ausgleichend umzugehen, indem wir dort Differenzierungen akzeptieren, wo sie für die Vielfalt des menschlichen Lebens erhaltenswert sind, und dort Brücken schlagen, wo sie zum Zusammenleben unausweichlich werden. Für beides, denke ich, ist ein Land in der Mitte Deutschlands, das bald auch schon in der Mitte Europas liegt, nämlich Brandenburg, der gegebene Umschlagplatz und seine Hauptstadt ein Kreuzungspunkt, von dem Erkenntnisse in diesem Felde ausgehen können. Jedenfalls wünsche ich dieser Fakultät mit Hilfe aller geisteswissenschaftlichen Einrichtungen in dieser Stadt eine entschiedene Konzentration auf diese Arbeit und einen weit reichenden Erkenntnisgewinn, der sich nicht nur für Brandenburg allein, sondern, so ist zu hoffen, für viele Menschen dieses Kontinents und womöglich auch anderer Weltgegenden auswirken kann.

Sollte auf dem Wege solcher Zusammenarbeit eines Tages das eine oder andere der Geisteswissenschaftlichen Zentren in noch innigere Verbindung zur Fakultät geraten, dann sehe ich den Gewinn für die Fakultät darin, daraus noch größere Energie zu schöpfen, um solche kulturvergleichenden Forschungen zu betreiben, und ich denke, mit solcher engeren Nachbarschaft könnte die Fakultät auch ihre ersten Schritte in die Richtung tun, ihre Gegenwart in der Stadtmitte und am Neuen Markt der Geisteswissenschaften zu festigen.

Sie sehen, meine Damen und Herren, es macht mir schon einige Freude, dieser Fakultät anzugehören, und dies soll bei künftigen Gelegenheiten so bleiben. Darum sage ich allen, die an diesem Fakultätsfest teilgenommen haben und besonders der Philosophischen Fakultät

und der Universität Potsdam meinen ernsthaften Dank für diese Eh-
rung.

Anmerkungen

1 Eberhard Lämmert, *Bauformen des Erzählens*, Stuttgart 1955, Nachdruck 1961, 2. Durchges. Aufl. 1967, 8. Aufl. 1988, Nachdruck 1991 u.ö.

2 Alle im Folgenden angeführten Briefzitate stammen aus dem im Deutschen Li-
teraturarchiv Marbach aufbewahrten Nachlass von Richard Alewyn, A: Alewyn, Briefe
an ihn von Eberhard Lämmert; hier: E. Lämmert an R. Alewyn vom 4.6.1971. – Für
Hinweise auf diesen Briefwechsel und vor allem auf die zitierten Stellen danke ich
Petra Boden (Zentrum für Literaturforschung, Berlin).

3 E. Lämmert an R. Alewyn vom 20.10.1963.

4 *Literatur und andere Künste*, hg. mit Thomas Koebner, in Verb. mit Heinz B.
Heller, Wolfgang Kemp, Helmut Kreuzer, Karl Prümm, Karl Riha und Dietrich Scheu-
nemann, 5 Bde., München seit 1988; *Literatur und andere Künste*, hg. mit Thomas
Koebner, 5 Bde., München seit 1993.

5 So Lämmert (an Alewyn am 12.1.1966) über die gleichnamigen Universitätstage
an der FUB.

6 *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft [I]*, in: *Nationalsozialismus und die
deutsche Universität*, Berlin 1966 (= Universitätstage der Freien Universität Berlin, S.
76–91. – Teilweise übernommen und erweitert in: *Germanistik – eine deutsche
Wissenschaft [II]*, Frankf./M. 1967, S. 7–41. – Diese Fassung auch in: *Nationalismus
und Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München
vom 17.–22. Oktober 1966*, hg. von Benno v. Wiese und Rudolf Henß, Berlin 1967,
S. 15–36. – Erweiterte Fassung [III] in: *Das überdachte Labyrinth, Ortsbestimmungen
der Literaturwissenschaft 1960–1990*, Stuttgart 1991, S. 16–30.

- 7 Beide Zitate stammen aus einem Brief Herbert Singers an R. Alewyn vom 6.11.1963, in: Deutsches Literaturarchiv Marbach, A:Alewyn, Briefe an ihn von Herbert Singer.
- 8 E. Lämmert, Eröffnung einer Diskussion über das Studium der Germanistik [Vortrag beim Bonner Germanistentag 1963], in: Das überdachte Labyrinth, a.a.O., S. 3-15.
- 9 Ebenda, S. 5.
- 10 Memorandum zur Reform des Studiums der Linguistik und der Literaturwissenschaft, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. v. Jürgen Kolbe, München 1969, S. 214-217.
- 11 Zitiert nach Munzinger Archiv, 40/99. Stichwort 'Eberhard Lämmert'.
- 12 E. Lämmert an R. Alewyn vom 3.1.1968.
- 13 LiteraturForschung, hg. im Auftrag des Forschungsschwerpunktes Literaturforschung, ab 1966 für das Zentrum für Literaturforschung, 12 Bde., Berlin seit 1995.
- 14 Neuerlich an den Tag gebracht von unserem Kollegen Heinz Dieter Heimann, *Das Jtzt = bluehende Potsdam, Mit poetischer Feder entworfen, Von Bellamintes*. Nachdruck der Potsdamer Originalausgabe von 1727.

ISBN 3-935024-41-X

ISSN 1619-4306